



Abend -

Zeitung.

125.

Mittwoch, am 26. Mai 1819.

Dresden, in der Arnoldischen Buchhandlung.

Dichters Morgenfeier.

Sey mir gegrüßt, du heitre Morgenstunde,
An Rosenhand geleitet von Auroren!
Die Muse hat zur Freundin dich erkoren;
Es steht Apoll mit dir im treuen Bunde.

Athene leih dir hoher Dinge Kunde,
Sie führt dich ein zu ihres Tempels Thoren.
Dir ging das Reich der Wahrheit nicht verloren —
Du öffnest es mit holdem Zaubermunde.

Mild hat ein Gott dem Dichter dich gegeben;
Denn wie durch dich die Blumen sich erheben,
Soll auch sein Geist nach Licht und Schönheit streben.

Er steigt mit dir auf Phoebus Sonnenwagen
Und sieht entzückt, durch ihn empor getragen,
Aus Erdennacht den ew'gen Morgen tagen.

Hohlfeldt.

Frauentugend.

(Beschluß.)

Als sie diese Absicht mittheilten, fanden selbst ihre Freunde den Entwurf so schwärmerisch und hoffnungslos, daß man sie nur wenig ermunterte.

Sie antworteten jedoch mit der muthigen Erklärung, sie wollten, wenn ein Ausschuß zu ihrer Unterstützung sich bilden und eine achtbare Frau sich finden würde, die sich verpflichtete, Tag und Nacht unter den Gefangenen zu bleiben, das Unternehmen wagen, nämlich: Beschäftigung für die Weiber finden, das erforderliche Geld herbei schaffen, bis die

Altstadt vermocht werden könnte, sie von dem Aufwande der Unternehmung zu befreien, und endlich für die Sicherheit der den Gefangenen anvertrauten Güter verantwortlich werden.

Der Ausschuß trat sogleich zusammen und bestand aus der Frau eines Geistlichen und eilf weiblichen Mitgliedern des Quäkervereins. Sie erklärten sich bereit, alle andere Geschäfte aufzugeben und sich ganz dem Gefängnisse zu widmen. Treulich haben sie ihr Versprechen erfüllt, ohne Unterbrechung, ohne Ermüdung, und nur zuweilen dem Rufe höherer Pflichten folgend, unter den Gefangenen gelebt.

Anfangs waren Einige von ihnen an jedem Tage der Woche und zu jeder Tagesstunde auf ihrem Posten, um mit ihren Zöglingen zu arbeiten und sie zu unterrichten. Selbst jetzt — sagt Buxton — wo die Nothwendigkeit strenger Aufsicht nicht mehr so dringend ist, versichert mich die Aufseherin, es sey nur selten ein Tag vergangen, ohne daß Einige der würdigen Frauen das Gefängniß besucht hätten, und sehr oft wären sie bei ihr gewesen zu der Zeit, wo die Gefangenen sich ankleiden, hätten mit den Unglücklichen gegessen, oder ohne Nahrung den Tag zugebracht, und erst spät am Abend die Schule verlassen.

Selbst dieser außerordentliche Erfolg konnte den Unglauben wohlwollender, des Weltlaufs kundiger, Männer nicht bekehren. Der Gefängnißprediger bes

wunderte den Muth und Eifer der edlen Frauen, aber er sagte offen zu Frau Fry, ihre Absichten würden, wie so viele andre zur Verbesserung jener Wohnung des Elends, unvermeidlich fehlschlagen. Eben so dachte der Vorsteher des Gefängnisses, welcher zwar die Frauen zur Beharrung ermunterte, aber seinen Freunden nicht verhehlte, daß ihm ein glücklicher Erfolg unmöglich scheine. Frau Fry sah mit andern Augen und fühlte mit einem andern Herzen. Sie wandte sich noch einmal an die Gefängnißbeamten. Gegen Hundert weibliche Gefangene wurden vorgeführt, und mit feierlichem Ernste aufgefordert, den strengsten Gehorsam gegen alle Anordnungen ihrer heldenmüthigen Wohlthäterin zu versprechen. Man machte eine Reihe von Gesetzen bekannt, welche die Lieblingsneigungen der Gefangenen, Wöllerei, Kartenspiel, Romanleserei, streng verboten und regelmäßigen Arbeitsfleiß einschärften. Während eines Monats arbeiteten die Frauen mitten unter den Unglücklichen; am Ende dieses Zeitraums aber luden sie die Stadtobrigkeit von London ein, sich selbst durch den Augenschein von der Wirkung ihrer frommen Bemühungen zu überzeugen.

Der Lord Mayor, die Sheriffs und einige Aldermen erschienen. Die Gefangenen wurden versammelt, und da man gebeten hatte, in der gewöhnlichen Ordnung keine Veränderung zu machen, so las Eine der Frauen einen Abschnitt aus der Bibel, worauf die Gefangenen an ihre verschiedenen Beschäftigungen gingen. Die Aufmerksamkeit der Weiber während der Vorlesung, ihr ordentliches Betragen, ihre Nüchternheit, ihr anständiger Anzug, die Vermeidung alles Lärms und Streitens, der Gehorsam und die Ehrerbietung, welche sie gegen ihre Wohlthäterinnen zeigten und die Freudigkeit in ihren Zügen und ihrem Benehmen, alles erweckte Erstaunen und Bewunderung bei den Zuschauern. Mehrere dieser Männer kannten das Gefängniß, hatten es erst wenige Monate vorher besucht, und die peinlichen Eindrücke nicht vergessen, welche der Anblick des furchtbarsten Elends und Verderbnisses auf sie gemacht hatte. Sie fanden jetzt, was man ohne Uebertreibung eine völlige Umwandlung nennen konnte. Wöllerei, Zügellosigkeit und Schmutz waren vertauscht mit Ordnung, Nüchternheit und Sauberkeit in den Wohnungen, in dem Anzuge und in dem Aeußeren der Gefangenen. Man sah nicht mehr einen Haufen verworfener, schamloser, halb nackter, halb betrunkenen Geschöpfe, die Almosen mehr foderten, als erbaten. Das Gefängniß er-

schallte nicht mehr von Joten, Flüchen und schandbaren Liedern, und — wie jemand sich ausdrückte — diese Hölle auf Erden glich nun einer betriebssamen Gewerbeanstalt oder einem wohl geordneten häuslichen Kreise.

Die Stadtbeamten erkannten die Wichtigkeit dieser Verbesserungen so dankbar, daß sie sogleich den so glücklich ausgeführten Entwurf zur Grundlage der künftigen Gefängnißeinrichtung machten, den Frauverein ermächtigten, die widerspenstigen Gefangenen durch kurze Einsperrung zu züchtigen, den Aufwand der Arbeitsaufseherin deckten und die tugendhaften Frauen mit Segenswünschen belohnten.

Ein ganzes Jahr — sagt Buxton — ist nun seit dieser Umwandlung verfloßen, und die öffentlichen Beamten sowohl als die Gefängnißaufseher haben ihre Zufriedenheit mit dem Betragen der gefangenen Weiber laut ausgesprochen. Der Frauverein will es nicht verhehlen, daß zuweilen einige der vorgeschriebenen Gesetze übertreten worden sind. Mehr als einmal, fürchten sie, hat man Branntwein heimlich eingebracht, und einmal, als eben viele Frauen abwesend waren, wurde entdeckt, daß man wieder das Kartenspiel getrieben hatte. Aber diese Vergehen waren doch nur von sehr beschränktem Umfange. Nur eine der Frauen hatte einen Fluch gehört, man zählte nicht mehr als sechs Fälle von Betrunktheit und die Frauen versichern, daß die Vorschriften im Ganzen beobachtet worden sind. Sie selber wurden stets mit Hochachtung und Dankbarkeit behandelt.

Bei dem Schlusse einer Gerichtssitzung wurden viele gebesserte Gefangene entlassen und mehrere neue eingeführt, durch welche das Kartenspiel wieder häufiger wurde. Eine der Frauen ging allein in die Mitte der Gefangenen, schilderte ihnen mit liebelichem Ernst die verderblichen Folgen dieser Gewohnheit, und stellte ihnen vor, wie sehr es sie freuen würde, wenn man auch nur aus Achtung gegen sie diese Neigung ablegen wolle. Als sie in das Versammlungszimmer des Frauvereins zurückgekehrt war, kam eine der Gefangenen herein, äußerte mit aufrichtigem Gefühl ihre Reue über die Verletzung der Vorschriften einer so liebevollen Freundin, und gab ihr ein Paquet Karten. Vier andere thaten dasselbe. Sie verbrannte die Karten in Gegenwart der Gefangenen, aber sie hielt sich für verbunden, ihnen den Werth derselben zu vergüten und ihnen für so willigen Gehorsam ein kleines Geschenk zu machen. Einige Tage nachher rief sie die Erste jener

fünf Gefangenen zu sich und gab ihr ein hübsches Musselintuch. Zu ihrem Erstaunen schien die Erwartung des Mädchens getäuscht zu seyn, und als sie nach der Ursache forschte, gestand die Gefangene, sie habe gehofft, ihre Wohlthäterin werde ihr eine Bibel schenken mit der Inschrift ihres Namens, und sie würde dieselbe vor allen Dingen werth halten und immer bewahren und lesen. Eine solche Bitte, auf solche Weise geäußert, konnte nicht verweigert werden, und die Geberin äußerte, sie habe nie eine Bibel geschenkt, die mit so viel Antheil und Vergnügen sey empfangen worden, und nie eine, die nach ihrer Meinung so viel Gutes wirken werde. Merkwürdig ist es, daß diese Gefangene, wegen ihres Betragens in ihrem vorigen Gefängnisse und vor Gerichte, mit dem schlechtesten Rufe nach Newgate gekommen war.

Die Umwandlung war allgemein unter allen weiblichen Gefangenen. Selbst diejenigen, die nach Neuholland gebracht wurden, zerbrachen nicht mehr Fenster und Geräthe, schieden nicht mehr, wie es seit undenklichen Zeiten Sitte gewesen war, bezauscht mit lärmenden Gefängen und wildem Unfug, sondern nahmen ernst und liebevoll Abschied von ihren Unglücksgefährtinnen, und äußerten den lebhaftesten Dank gegen ihre Wohlthäterinnen, von welchen sie mit Thränen schieden. Auch der Hang zum Diebstahl ist gänzlich unterdrückt worden, und ungeachtet man seit der neuen Einrichtung gegen 20,000 Stücke zu verschiedenen Theilen des Anzugs im Gefängnisse verfertigte, so ist doch nicht ein einziges verloren gegangen oder entwendet worden.

Ed.

Das Spanferkel.

In einer kleinen Stadt der Normandie plaidirten zwei Advocaten gegen einander in einer Sache, die gerade nicht von großer Bedeutung war. Der eine davon hatte es sich indeß fest in den Kopf gesetzt, die Sache zu gewinnen. Sein Gegner galt für den geschicktesten Sachwalter, aber auch für das größte Leckermaul in der umliegenden Gegend. Beide standen nicht weit von einander. Der Feinschmecker hatte das Wort und führte zu Gunsten seiner Partei so triftige Gründe an, daß der Gegner allen Muth verlor, durch seine Suade den Sieg davon zu tragen. Er sann also auf eine andere List, um den Prozeß zu gewinnen.

„Herr Tiremeille:“ sagte er zu einem Avoué, der sich dicht neben ihm befand: „ich habe heut ein ganz köstliches Spanferkel; seyn Sie doch gefälligst mein Gast.“

Diese so laut ausgesprochenen Worte, daß sie der Advocat, der die Sache der Gegenpartei führte, deutlich vernehmen konnte, machten diesen so zerstreut, daß er mehr an das Spanferkel, als an den Rechtshandel dachte, über den er zu sprechen hatte. Da sein Gegner dies merkte, so glaubte er, daß es nun die rechte Zeit sey, den schlaunen Streich zu vollenden.

„Herr Perrin,“ flüsterte er ihm leise zu, indem er ihn an den Rockschöß zupfte, „ich hoffe, Sie werden auch heute bei mir vorlieb nehmen?“

Der Advocat Perrin, sehr darüber erfreut, sagte mit einem Kopfnick zu, und da er ein dankbares Herz hatte, auch die Sache seines Klienten nicht für sehr wichtig hielt, so war er gegen den glücklichen Besitzer des Spanferkels sehr nachgiebig, und ließ diesem so vielen freien Spielraum bei der Darstellung der Gerechtfame seines Klienten, daß der letztere den Prozeß vollständig gewann.

Die Sache blieb indeß nicht verschwiegen, und wenn nach der Zeit andere Advocaten einen Prozeß gegen den Advocaten Perrin verloren, so pflegten sie gewöhnlich zu sagen: „Ah! es ist jammerschade, daß ich kein Spanferkel gehabt habe!“

M.

Der erste April.

Am 31. März war an mehreren Stellen in London durch Anschlagzettel bekannt gemacht worden, daß Jemand am folgenden Tage auf einer Dräfsine von London nach der Kron-Taverne, um den Preis von 50 Guineen, einen Wettritt gegen die Postkutsche machen wolle. Eine ungeheure Menschenmenge strömte bei Zeiten hinaus, um zu sehen, wer den Preis der Schnelligkeit davon tragen würde; aber gleichzeitig mit der Postkutsche erschien keine Dräfsine, sondern ein Knabe mit einer langen Stange, an welcher ein Bogen Papier befestigt war, mit der Aufschrift: Heute ist der erste April.

Auflösung der Charade in No. 123.

E t t a s.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Chronik der Königl. Schaubühne zu Dresden.

Am 4. Mai. Stille Wasser sind be-
träglich.

Am 6. Mai. Zum Erstenmale: Czar Iwan,
Dram. Anekdote in 2 Akten, von J. H. Castelli.

Es ist eine eigne Sache um den Witterungsein-
fluß auf den Beifall. Je wärmer es vor dem Schau-
spielhause ist, desto kälter ist es gewöhnlich darin.
So war der heutige schöne Frühlingstag recht dazu
geeignet, nur ein ganz kleines Publikum für diese
Neuigkeit zu versammeln, das noch dazu größtent-
heils der nachfolgenden Oper zu Gunsten erschienen
war. Ein größeres hätte gewiß diese Kleinigkeit
wenigstens mit einigen Zeichen des Beifalls auf-
genommen. Wir wollen gar nicht ableugnen, daß
hie und da die Verse, in denen es geschrieben ist,
fließender gewünscht werden möchten, daß das Er-
scheinen des eben gebornen Kindes auf der Bühne
nicht ohne Lächeln bleiben kann, daß der Steuer-
einnehmer ein oft gesehener Character ist; aber die
kleine Anekdote ist wahr und dadurch schon interes-
sant, die Scenenverwicklung wohl erfunden, die
Episode von Alexis und Eudoxia's Liebe gut in's
Ganze gewebt, der Character des Holzhauers Petro-
witsch gefällig und kräftig, und selbst der Czar
nicht würdelos gehalten, so daß wenigstens kein un-
angenehmer Eindruck der Erfolg der Darstellung seyn
kann. Dies war auch bei der heutigen Vorstellung
nicht der Fall, aber sie ließ doch kalt. Vielleicht
geht es einer zweiten besser. Manche gemüthliche
und witzige Stelle, wie z. B. Petrowitsch Rede, Akt
1, Scene 12, wo ihn der Czar zum Singen auf-
fordert und er antwortet:

Meinetwegen — ich liebe den Czar ja von Herzen,
obchon ich sein Schuldner eigentlich bin.

So hört denn — ich sag's Euch, es wird jämmerlich klagen
Müß's nehmen, wie's kommt. — Et was liegt daran?

Sum mindesten will ich den Czar besingen,

Da ich ihn leider nicht bezahlen kann.

oder Akt 2, Scene 2, wo Petrowitsch die Schilder-
ung seines Neugeborenen mit den Worten schließt:

Die Backen sind voll und die Stirn erhaben,

anstatt zu weinen, schreiet er vielmehr,

Und was man ihm zeigt, das will er gleich haben,

Das ist ein geborner großer Herr.

zeigen gewiß von Talent, nur ist auch in der letz-
tern der Reim wieder vernachlässigt.

Das Anziehende der Anekdote selbst beweiset,
daß sie der jetzt hier anwesende Prof. Carl Bonafont
schon im Jahre 1810 unter dem Titel: Iwan
der Vierte, jedoch in Prosa, dramatisch bearbeitete
und zu Leipzig im Druck herausgab.

Hierauf: Die Junggesellenwirthschaft.
Rom. Oper in einem Akt, von Treizichke, Musik
von Sirowek. Wird bei der zweiten Aufführung nä-
her beurtheilt werden.

Am 9. Mai. Raoul, der Blaubart.

Am 11. Mai. Johanna von Arc. Dem.
Schubert gab die Rolle der Johanna.

Am 14. Mai. (Als erste Vorstellung auf dem
Linkischen Bade.) Better Benjamin von
Pohlen.

Am 15. Mai. In der Stadt: La gazza ladra.

Correspondenz: Nachrichten.

Aus Ungarn.

Das Gedeihen der Kultur entwickelt auf Panno-
niens segnenreichem Boden nun allgemach die herr-
lichsten Spuren, welche nur irgend zur Erwartung
erquickender Früchte berechtigen können. Der Graf
Carl Albert Fejetics, dessen schon oft gefeierter
Familiennamen jenen der würdigsten Förderer und
Beschützer des Edeln und Schönen mit Rechte zuge-
zählt wird, giebt im Vereine mit mehreren Gelehr-
ten, denen die Begünstigung vaterländischer Bil-
dung am Herzen liegt, noch im Laufe dieses Mo-
nats bei Sagenberger in Pesth, und bei Burian zu
Ofen eine Zeitschrift, unter dem Titel: Panno-
nia heraus, welche alles und jedes, was im Fache
der sogenannten schönen Literatur, zunächst Sol-
ches, das sich durch Stoff oder Gehalt auf das edle
Ungarn beziehen mag, an's Licht gefördert wird,
zur öffentlichen Kenntniß zu bringen, und allent-
halben in seinem Vaterlande den, ohnehin regen,
Sinn für das Gute und Schöne noch mehr zu be-
feuern bestimmt ist. Möge diese löbliche Unterneh-
mung eben so viele, als thätige Teilnehmer finden,
und in den Augen derjenigen, welche, höchst wahr-
scheinlich nur aus eigener Unkunde, das edle Pan-
nonien für eine Terra incognita halten, das
Sprüchwort: jenseits der Berge giebt es
auch Leute, zur Genüge bewähren!

Der durch seine vielen und gründlichen Kennt-
nisse nicht minder, als durch die feinste Humanität
seiner Denk-, Lebens- und Handlungsweise sich
auszeichnende Herr Ludwig von Schedius,
dessen gehaltvolle Zeitschrift von und für
Ungarn, welche leider! nur drei Jahrgänge er-
leben durfte — stets eines der preiswürdigsten Vor-
bilder vaterländischer Journalistik seyn und bleiben
wird, arbeitet schon seit geraumer Zeit an einer Lis-
terargeschichte Ungarns.

Ankündigungen.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen,
Dresden bei Arnold, zu haben.

Weiske, Prof. B. G., de hyperbole errorum in
historia Philippi Amyntae filii commiss. geni-
trice. Misena. Goedsche. 1819. 4. 1 Thlr. 6 Gr.

Grote, J. E., Neuer norddeutscher Robinson, oder
Reise eines Deutschen durch alle Welttheile. Ein
Lesebuch für diejenigen, welche nicht bloß unter-
halten, sondern auch belehrt seyn wollen. 2 Thle.
mit 4 Kupfern. 8. Meissen. Goedsche. 1819.
2 Thlr. 6 Gr.

Länder- und Völkerkunde gewährt unstreitig dem Geiste
eine eben so lehrreiche als angenehme Unterhaltung. Nicht
leicht wird es ein Buch geben, in welchem das Wichtigste
und Merkwürdigste daraus in so bündiger und doch auch un-
terhaltender Kürze vorgetragen wäre, als es in diesem ge-
schieht.

Wie glauben daher Diejenigen, welche sich durch eine
zweckmäßig-nützliche Lectüre mehr, als durch einen aben-
teuerlichen Roman befriedigt und unterhalten finden, so wie
auch Inhaber von Leihbibliotheken darauf aufmerksam ma-
chen zu müssen.